



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Gesammelte Werke**

Wandertage in Hellas. Die Stadt des Lebens. Im Zeichen des Steinbocks

**Kurz, Isolde**

**München, 1925-**

Aus der Zeit

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72232](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72232)

---

## Aus der Zeit

**M**odern! — Wenn ich meiner Zeit auch nur um ein einziges Jahr vorauslebe, so habe ich das Recht, was heute in Paris oder Berlin modern ist, schon abgetan und veraltet zu nennen.

Die Mode liebt zwar das Unehnte, aber sie wechselt damit.

Wenn einer sich die Mühe nähme, alle die verschollenen Werke einer Literaturspanne, die zu ihrer Zeit hoch geschätzt waren, nacheinander durchzulesen, müßte es ihm nicht den Eindruck machen, als träte er in eine Morgue, wo ihm Leiche an Leiche fahl und entstellt entgegenstarrt? Und doch, einst hat man diese Toten nur wenig unterschieden von den Unsterblichen, die ihre Zeitgenossen waren. Ebenso wird es der Nachwelt mit vielen der hochbewunderten Erzeugnisse unserer Tage ergehen. Aber welchen Anstoß erregt der Unzeitgemäße, der von Natur gezwungen ist, schon heute mit den Augen der Nachwelt zu sehen!

Ruhm. Noch nie ist der Ruhm so wohlfeil gewesen, wie in unserer Zeit. Bald wird unberühmt zu sein für eine Auszeichnung gelten. Wir kommen am Ende noch in eine ähnliche Lage, wie die Mondbewohner in jener Operette, wo alle mit Ordenssternen geboren werden und wo man den Verdienstvollen zum Lohn für jede Leistung einen Orden abreißt, bis sie völlig ohne Band und Stern zur allgemeinen Bewunderung da stehen.

Waschet eure Herzen und Hände und werdet rein. Keiner betrete das Heiligtum der Kunst, der nicht ein Festkleid anhat. Haltet die Ellbogen an den Leib, macht kein Geschrei, wir sind nicht auf dem Markte. Den Neid laßt draußen. Der Ruhm, um den sie sich katzbalgen, ist die klingende Schellenkappe eines Narren. Wer eine Gabe zu bringen hat, der trete vor, ohne Lärm, ohne Rippenstöße gegen den Nachbar. Die ihr vor ihm da waret, macht ihm freundlich Platz, ihr verliert nichts durch ihn, ihr könnt nur gewinnen. Denn im Hause der Kunst sind viele Wohnungen.

Dekadenz. Wie kann ein so kerngesundes, noch grünes und formloses Volk wie die Deutschen, sich weiß machen lassen, es sei auch im Verfall wie seine viel kulturälteren Nachbarn! Das erinnert ja an den Backfisch, der Essig trinkt, um interessanter auszusehen, oder seine roten Wangen unter einer weißen Schminke versteckt.

Der Konjunktiv. Wenn ich einen neuen Roman oder eine Zeitschrift zur Hand nehme, so kann ich kaum eine Seite lesen, ohne auf Sätze zu stoßen wie diese: Ihm schien, daß er auf hohem Berge stand — Da war's, als ob eine Stimme zu ihr sprach, oder: Er machte eine Bewegung, als verdroß ihn ihr Vertrauen. Ahnt der Verfasser je, was ein feinfühliges Ohr bei solchen Sätzen leidet? Man sieht der Muttersprache Wunden schlagen, die vielleicht in kurzem unheilbar sein werden, und muß wehrlos zusehen. Wenn es noch aus Unwissenheit geschähe! Aber man fühlt in den meisten Fällen eine Absicht durch, man merkt, daß der Schriftsteller, der, wie mir auffiel, fast immer vom Norden stammt, sich gewissermaßen vor dem Konjunktiv scheut, gleichsam als ob er ihn zu ablehnend, zu aristokratisch fände, denn man geht ja gerne so recht gemütlich in Hemdärmeln. Oder erscheint ihm der vornehme alte Herr nicht laut, nicht schneidig genug, hält er ihn wohl gar für einen armen Schulmeister, daß er meint, ihn mit dem

Ellbogen vom Gehsteig stoßen zu dürfen? So viele Opfer an grammatischen Formen, auf denen doch die Kraft und die schmeidige Sicherheit einer Sprache ruhen, hat uns die Demokratisierung der Literatur schon gekostet. Und nun soll gar der Konjunktiv fallen? Will man denn das Deutsche zur Negersprache machen? Der geistig gesunde Mensch unterscheidet doch zwischen Wirklichkeit und Vorstellung, zwischen dem tatsächlichen und dem eingebildeten Vorgang. Soll dieser Unterschied aus der Sprache verschwinden? Fühlt man denn nicht, welche Verarmung und Verrohung es ist, wenn man immer mehr Begriffe durch dieselbe Form ausdrückt und immer mehr Unterschiede verwischt? Und daß dabei am Ende auch der Geist seine Unterscheidungsfähigkeit verliert und zusammen mit der Sprache abstumpft? Warum dachten die Griechen so fein und scharf, als weil sie eine so fein und scharf unterscheidende Sprache hatten! Und warum hatten sie diese Sprache? Weil sie so fein und scharf unterschieden. Ihre Denkkraft und ihre Sprache förderten sich wechselseitig, schon das geringste sprachliche Versehen zog den öffentlichen Hohn nach sich. Diese Sprache war ihr heiligstes Palladium; an welcher Küste ihre Auswanderer landeten, da konnten sie mit ihr ein neues Griechenland bauen, das dem Ansturm der Barbarei gewachsen war. Ja, bauen, denn die Sprache, dieser wunderbare und doch so gesetzmäßige Bau mit den geheimnisvollen, unzugänglichen Untergewölben ist zugleich selber die große Baumeisterin, die jedes menschliche Gemeinwesen gründet.

Man klagt so viel über die Verrohung der Massen, und eine politische Partei schiebt die Verantwortung dafür der anderen zu. Was soll man aber zu denen sagen, die das Werkzeug des Denkens selber abstumpfen und so die Verrohung durch alle Schichten der Gesellschaft tragen? Wer eine notwendige grammatische Form aus seiner Muttersprache zu entfernen strebt, der begeht einen Angriff auf die Seele seines Volks. Auch bei uns sollte sich die wahre Vaterlandsliebe in der Pflege der deutschen Sprache zeigen.

Mit wem sie rein und unverstümmelt durchs Leben geht, der hat nicht nötig, mit den Sohlen am Boden der Heimat zu kleben, er kann wie jene Griechen sich an jeder Küste niederlassen; wo er steht, da steht er auf deutschem Grund.

Allen, die sich als Deutsche fühlen, möchte ich zurufen: Habet acht! Die Barbarei klopft an die Tore. Tretet zusammen und rettet den Konjunktiv. Noch steht er im vollen Lebenssaft. In den süddeutschen Gauen geht er bis heute leibhaft im Volksmunde um. Aber es muß bewußt für ihn eingetreten werden. Sonst wird der Geist der Nachäffung alles dessen, was vom Norden kommt, sehr bald die süddeutschen Schriftsteller ergreifen, und auch sie werden den Konjunktiv preisgeben, mit jenem unbedachten Eifer, der sie schon so manches Mal das Bessere preisgeben ließ. Und dann können wir künftig singen:

Mir ist es, als ob ich die Hände  
Aufs Haupt dir legen — muß,  
Betend, daß Gott dich erleuchte,  
Du deutscher Genius!

Chinesisches. Die Chinesen, die die vollendeten Papiermenschen sind, verachten uns, daß unsere Schriftsteller noch am Laute hängen. Die ihrigen drücken eine Abschattung des Gedankens durch eine Umbildung der Schriftzeichen aus. Daß wir von wohlklingenden Worten oder gar Sätzen sprechen, erregt ihr Kopfschütteln. Wort und Satz werden bei ihnen nur durch das Auge schön. Ein Druck oder Schwung des Pinsels vermehrt Kraft oder Schwung des Gedankens, eine Schattierung der Linie gibt dem Worte Feinheit, Schalkheit, und was weiß ich! — es wird versöhnlich oder schroff, je nach den runden oder eckigen Formen, mit denen es gemalt ist, der Strich, der es umzieht, ist seine Straffheit und Sicherheit. Augenscheinlich ist bei den Chinesen das Sprachgefühl erstorben, — an seiner Stelle hat sich ein eigenes,

feines Organ für die Schriftzeichen entwickelt; auf einer Art von Buchstabensymbolismus beruht ein Teil ihrer literarischen Kunst. Durch eine Schwingung des Buchstabens versetzt der chinesische Dichter das Herz des Liebenden in Mitschwingung, und wenn ein neuer Schnörkel auf dem Papier gefunden ist, so läuft ein Schauer des Entzückens durch das Reich der Mitte.

Sind wir vielleicht auf dem Wege zu einem ähnlichen Chinesenzopf? Mit was für sonderbaren Mitteln suchen viele unserer Lyriker heute zu wirken! Nicht durch sprachliche Gestaltung, noch durch die Zauber Kunst des Rhythmus und der geheimnisvollen Cäsuren, die, wie Heine sagt, das leise Atemholen der Muse sind, sondern durch größtmöglichen, unter keiner rhythmischen Bedingung stehenden Wechsel in der Absetzung der Zeilen, durch Weglassung der Interpunction, was, indem es dem Leser Mühe macht, als Tieffinn erscheint, durch Gedankenstriche an Stelle der Gedanken und ähnliche seltsame Versuche soll der Eindruck besonderer Kühnheiten, Zartheiten, Feinheiten usw. erreicht werden. Der größte Trumpf sind die Minuskeln am Anfang der Verszeilen, die zwar niemand was zuleide tun, aber auch ganz gewiß keinen Hund vom Ofen locken. Was sagt das alles nun dem Ohr — und durchs Ohr der Seele? Es ist ja nur auf dem Papier vorhanden; sollte man nicht meinen, daß es eine Poesie für Taubstumme sei? Wenn sie lieber gleich eine neue Bilderschrift einführten, damit wenigstens das Auge ein wirkliches Vergnügen hätte, statt daß nur ein unbestimmtes Verlangen nach, ich weiß nicht was, erregt wird. Und dieses geschnörkelte, papierne Chinesentum sollte uns den zauberischen Wohlklang der Poesie ersetzen können? Nein, keine Sorge, daß der Deutsche, wie der Chinese, in einer Niedergangszeit erstarre. Er braucht nur, als großes Kind, das er ist, jedes Jahr ein neues Spielzeug.

All diesen Moden gegenüber gibt es nur ein Mittel: sie behandeln, als ob sie schon vorüber wären. Dann hat man sie mit

ihrer eigenen Waffe geschlagen, denn übers Jahr gibt einem die Mode selber recht.

Es ist immer eine gute Taktik gewesen, vom Feinde, der noch steht, mit lauter Stimme zu sagen, daß er schon geschlagen und in voller Flucht sei.

„Wer flieht? so fragen alle, schon wankt es hier und dort.“

Der Prophet. Es lebte einmal ein großer und guter Mann, dem stieg die Not der Zeit rings wie Wasser an den Hals. Da glaubte er, daß Eisen die Not heile, er preßte sein Herz zusammen und rief, Gewissen und Mitleid seien Sklaventugenden, und das Recht des Stärkeren müsse wieder gelten auf Erden. Der Mann war ein Dichter und träumte von einem königlichen Menschengeschlecht, das er den Siegesweg über die Trümmer morsch gewordenener Ideale führen wollte.

Werdet hart, o meine Brüder, rief er, aber von dem schrillen Mißklang dieses Wortes zerriß seine eigene, zart geschaffene Seele, und sein Haupt verfiel der Nacht, der er es geweiht hatte. Das war sein Lösegeld an das Gewissen.

Es war aber nicht das Schlimmste, was ihm geschah. Denn es ging dem Propheten, wie es den Propheten zu gehen pflegt: Als er seinen Triumph mit dem höchsten Preis bezahlt hatte, da verkehrte sich das Rettungswerk in sein völliges Gegenteil. Seine Bücher fielen in die Hände des Pöbels im Geiste, und der Pöbel im Geist glaubte, mit dem Bruder, der hart sein solle, sei er gemeint. Und der Pöbel ward hart, er tat von sich das Gewissen und das Mitleid und alle Sklaventugenden, nur die Sklavenlaster, die behielt er bei. Da wurden unsere stillen Gärten niedetrampelt und die Axt an tausendjährige, heilige Eichen gelegt. Die Nacht aber schützte mitleidig das Haupt des unglücklichen aristokratischen Träumers, daß er seine Gefolgschaft nicht mehr zu sehen brauchte.

Macht des Erfolges, was machst du aus der siegenden Idee! Die Religion der Liebe brachte Folterkammer und Scheiterhaufen, und an das blumenbesteckte Gastmahl des letzten Dionysosjüngers setzten sich mit aufgekrempelten Ärmeln die Heloten, spuckend und zähnestochernd.

So wäre das ganze Werk dieses großen Lebens nutzlos? Keineswegs. Wer die gebundenen Geister vom Druck des geistigen Herkommens befreit, erweist ihnen eine Wohlthat, die auf die Länge jeden Schaden aufwiegt. Nicht umsonst ist ihr Dank so groß. Er hat Bewegung in die stockenden Lüste gebracht. Er hat gezeigt, wie man alles Gedachte wieder umdenken kann, und hat damit das Denken in Fluß gesetzt. Das ist der Wert seiner Lehre, wie jeder neuen Lehre. Und wenn sie sich selbst widerspricht, nur um so besser. Man darf vom Denker keinen unumstößlichen Gedankenbau erwarten. Alles Philosophieren ist ein Geduldspiel, bei dem man mit denselben Würfeln die verschiedensten Bilder zusammensetzen kann. Der Zweck der Arbeit ist das Werkzeug, womit sie verrichtet wird: daß es blank und biegsam erhalten werde und sich immer mehr verfeinere, daß der Geist ja nicht erstarre, sondern zu immer neuem Umdenken des Gedachten fähig bleibe. Auch Paradoxen sind eine Wohlthat für den reifen Geist; sie heben für einen Augenblick die Notwendigkeit, der wir uns beugen, auf. Sie sind erquickend, wie jene Träume, in denen man etwas völlig Neues, nie Gesehenes sieht, das jeder Erfahrung Hohn spricht, zum Beispiel eine Landschaft, wo ein breiter Strom auf Bergesgipfel fließt, oder ein Meer, das höher liegt als die Küste und auf Treppen erstiegen werden muß. Ein Übel sind sie nur für die Unmündigen, die sie für ewige Lebensregeln halten.

Der böse Geist der Menschheit hat es gewollt, daß der Genius im Leben allein sei. Zwar leben immer gleichzeitig auch seine Verwandten auf Erden, aber sie sind weit verstreut, und selbst wenn



er ihnen begegnet, so fehlt häufig das Erkennungswort. Erst wenn der Geist des Körpers ledig geworden ist, eilt er auf Bindesflügeln durch die Welt und reißt aus allen Enden die Geister der Lebenden an sich, — die ihm gehören und die ihm nicht gehören. Aber nun ist er nicht mehr der liebevolle, der gütige Befreier, der er im Leben gewesen, er ist ein harter, freudloser Überwinder geworden, der seine Gedanken der Menge aufzwingt, ohne die Süßigkeit des Sieges zu kosten, und der die wohlthätige Rückwirkung der anderen auf sich selbst nicht mehr erfahren kann. Mit diesem Dämon rechnet dann die Nachwelt ab, ohne mehr des Liebenden, Gütigen zu gedenken, von dem jener sich losgewunden hat.

Er war euch ein brennendes und ein scheinendes Licht, und ihr wolltet eine Weile fröhlich sein in seinem Lichte. Aber nun wird es Zeit, daß der Größere komme.

Der neue Baccalaureus. Gott grüße dich, unsterblicher Baccalaureus, da bist du wieder, und verwegen wie nicht einer! So vollkommen hat dich selbst dein Meister Goethe nicht gekannt. Welche Freude hätte er an dir, wenn er dich heute sehen könnte. Seine Zeit brachte dich ja noch gar nicht in so monumentaler Größe hervor. Erst mußten Nietzsche und Stirner geschrieben haben und mißverstanden sein, ehe man sich so ‚grenzenlos erdreusten‘ konnte.

Wie geht es zu, daß kein Land, außer dem deutschen, den Typus des Baccalaureus erzeugt? Ich glaube, weil der Deutsche von Natur zurückhaltend ist; fängt er einmal an sich vorzudrängen, so verliert er alles Maß, er beherrscht nicht die Anmaßung, sondern die Anmaßung beherrscht ihn und führt ihn, wohin sie will. Ferner, weil wir keine Gesellschaft haben, die die Unbequemen in ihre Grenzen verweist.

Daß die Jugend sich gerne etwas laut macht, ist ihr Recht, das man ihr nicht mißgönnen soll. Bei den lateinischen Stämmen hält die Grazie, bei der angelsächsischen die Erziehung diese Vordringlichkeit in den Schranken des Anstands. Bei uns fehlt die freiwillige Begrenzung. Da will jeder den anderen an Originalität überbieten. Jeder will der ‚Eigene‘, der ‚Einzige mit seinem Eigentum‘ sein, und so entsteht das wunderliche Zerrbild, das in unserer neuen Literatur und in der Gesellschaft spukt — der wiedergeborenene Baccalaureus. — Original, fahr hin in deiner Pracht! Nur statt ‚Original‘ sagt man heute: Individuum.

Die Baccalaura. Das Schönste aber ist, daß der neue Baccalaureus, dank den Auswüchsen der Frauenbewegung, auch sein Weibchen gefunden hat, die Baccalaura, denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Sie braucht durchaus nicht doktoriert zu haben, im Gegenteil, die höhere Töchterchule bringt den Schlag noch reiner hervor. Da ich im Ausland lebe, kannte ich das Vorkommen der Baccalaura bisher fast nur aus Zeitschriften. Vor kurzem aber hat sie sich mir schriftlich im eigensten Entzücken vorgestellt.

Rühn war ihre Handschrift, unermesslich ihr Selbstvertrauen. Was sie mir geschrieben hat, werde ich nicht verraten; aber ich zweifle nicht, daß von ihrem Wink der Wandel der Gestirne abhängt, und ich sage ihr für ihren wohlwollenden Gruß auf diesem Wege meinen Dank.

Gott grüße auch dich, Baccalaura! Ich habe mich gefreut, deine Bekanntschaft zu machen. Denn ich sehe wirklich nicht ein, weshalb die Abgeschmacktheit für alle Zeit ein männliches Vorrecht sein soll.

Das Individuum. Platz da, ich bin ein Individuum! Meinesgleichen gab es noch nie, ruft es heute aus allen Ecken

und Enden, und in Gruppen zu einem Duzend und mehr, einer dem andern zum Verwechseln ähnlich, treten die Individuen auf den Plan und verbürgen sich gegenseitig die Echtheit ihrer Individualität.

Sonst dachte man, die starken Persönlichkeiten entstanden durch die starken Gegensätze. Die Griechen, die die eigentlichen Schöpfer der Persönlichkeit waren, schufen sich auf jedem Gebiete die strengsten Formen, um ihre feurigsten Kräfte da hineinzugießen. Sie schlossen alle Willkür aus und machten die Gesetzmäßigkeit, aus der ihr Schaffen sich entwickelte, zum Prüfstein des Einzelwesens, das stark sein mußte, um daneben dennoch seine volle Freiheit und sein eigenes Gepräge zu bewahren. Aus dem Zusammenwirken des organisch Notwendigen mit der persönlichen Freiheit entsprangen jene Vollmenschen, die so gewaltig waren, daß jeder in sich die ganze Menschheit darstellt.

Nous avons changé tout cela. Unser modernes 'Individuum' steht unter anderen Lebensbedingungen. Wie wild es sich mitunter auch gebärde, es ist ein zartes Pflänzchen, das vor jeder rauhen Luft behütet werden muß. Es hat allen Vorschub, alle Schonung von außen nötig, denn jedes Hindernis behindert seine Individualität. Es muß sich, wenn es dichtet, den rhythmischen, wenn es denkt, den logischen, wenn es schreibt, den grammatischen Gesetzen entziehen dürfen, weil sie alle seiner Individualität schaden. Und die Allgemeinheit gesteht ihm diese Ausnahmerechte zu, sie sieht ein, daß das Individuum sonst nicht gedeihen könnte, und eine moderne Nation, die etwas auf sich hält, bedarf des Individuums, um ihr Selbstgefühl daran stärken und der Welt verkünden zu können: Habemus Pontificem! Wir haben es, wir haben das Individuum!

Sobald ein Mitglied einer Familie in sich den Hang zur Individualität entdeckt, wird es durch besondere Rücksichten vor allen anderen ausgezeichnet. Hat zum Beispiel die junge Frau eines Morgens erklärt: Ich will ein Individuum sein, gebt mir Raum,

daß ich ein Individuum werde, so kämmt sie zunächst ihre Haare in kühnem Bausch über die Ohren und streckt sich mit geringelter Schleppe auf das Kanapee. Der Gatte trägt ihr die neuesten Romane zu als Futter, an dem ihre Individualität sich stärkt. Die Kinder haben keine Ansprüche mehr an sie zu erheben; ihre Mutter nimmt ihr diese und andere lästige Pflichten ab, die Brüder und Schwäger verkündigen es mit Triumph: Unsere Schwester, beziehungsweise Schwägerin, wird ein Individuum. Alle heben und hegen das Wachstum ihrer Individualität, wie ein Bienenstaat das der königlichen Puppe, denn es ist eine Ehre für die ganze Familie, ein Individuum in ihrer Mitte zu haben. Wenn sie endlich selber Eingebungen empfängt und beginnt, sie aufzuzeichnen, so stehen Mutter und Gatte abwechselnd vor ihrer Tür Wache, um jede Störung fernzuhalten, damit ihre Offenbarungen der Welt nicht verloren gehen.

Man glaube aber ja nicht, daß das Individuum nun ein leichtes Leben habe. Keine Fron ist saurer als die seinige. Es darf in nichts mehr seiner Natur und Gewohnheit folgen. Es muß Schreibunterricht nehmen, wie ein Abschütz, um seine alte Handschrift ab- und eine neue, 'individuelle' anzulegen. Es darf sich nicht mehr kleiden, darf nicht mehr stehen und gehen, wie bisher. Es muß das Grüne blau sehen, und zum Kamel muß es Zebra sagen. Es darf nicht einmal richtig deutsch sprechen oder schreiben, weil schon darunter seine Individualität Not litte. Es muß sich das Hirn zerbrechen, um alle die fühllosen, widernatürlichen Wortbildungen auszuhecken, wodurch ein Individuum das andere zu übertrumpfen hat.

Das arme Individuum! Wie es sich plagen, was es sich versagen muß! Der ärmste Teufel, der im Schweiß seines Angesichts sein Brot ißt, darf doch am Abend ausruhen. Das Individuum niemals. Tag und Nacht muß es auf dem Platze sein und fort und fort rufen: Seht mich an, mich, das Individuum! Denn wenn es aufhören würde zu rufen, oder wenn es sich von der Stelle,

wo es Schau steht, entfernte, so wüßte ja gleich kein Mensch mehr, daß es ein Individuum ist.

Hat nun das Individuum von seinem Rackerleben einen Vorteil? O ja, einen großen — ganz abgesehen von der Anerkennung, die die Gesellschaft ihm für seine Bemühungen entgegenbringt. Sobald nämlich das Individuum in irgendeiner Kunst schöpferisch wird — und das wird es unter allen Umständen —, so kann es eines großen Erfolges gewiß sein. Wenn es vielleicht auch kein Talent hat, so hat es doch ganz gewiß nunmehr eine ‚Eigenart‘. Mit dieser kann man an jede Unternehmung herangehen. Man malt ein Bild, ohne zu wissen, was Farbe ist, man macht Verse, die keinen Sinn und keinen Rhythmus haben, man schreibt Bücher, ohne einen einzigen Gedanken darin. Ist das Produkt fertig, so wird es mit der Marke ‚eigenartig‘ gezeichnet, und nun tritt es unmittelbar neben die großen Meisterwerke. Sein Recht dazu läßt sich auf der Rechentafel nachweisen: Nämlich:

Das Meisterwerk trägt den Stempel des Individuellen.

Folglich war sein Schöpfer ein Individuum.

Der des Produkts ist es gleichfalls.

Individuum ist gleich Individuum.

Die gleiche Ursache hat die gleiche Wirkung.

Folglich ist das Produkt gleich dem Meisterwerk.

Heil sei der Eigenart und ihrem Besitzer, dem Individuum!  
Aber Geduld! Noch um ein wenig, so geht es auch mit dem ‚Individuum‘ zur Reize<sup>1</sup>. Schon ist der Übermensch vorangegangen, er hat sich aufgeblasen, bis er platzte. Das Individuum wird ihm nachfolgen, es wird an Entkräftung sterben. Dann wird man lange Zeit das arme, zu Tode gehetzte Wort nicht mehr brauchen können, bis unsere Übergangszeit mit ihren Schrullen vergessen ist.

<sup>1</sup> 1908 geschrieben.